

„Was willst du, dass ich dir tun soll?“

Predigt über 2. Könige 4,1-7 zum Ewigkeitssonntag

Unser Predigttext ist eine Geschichte aus dem Alten Testament. Sie führt uns rund 2.700 Jahre zurück in eine Zeit, in der es keine sozialen Absicherungen gab und ein hartes Recht galt. Und es gab einen Propheten – „Mann Gottes“ nennen ihn die Leute – der im Land umherzog, um Gottes Barmherzigkeit zu verkünden. Viele seiner Worte unterstrich er durch Zeichen und Wunder, die die Leute beeindruckt haben und ihren Glauben an Gott stärkten. Elischa heißt dieser Mann, er war der Schüler und Nachfolger des großen Elia, und auch er hatte Schüler, eine ganze Menge sogar, die in seinem Auftrag in ihren Heimatorten als Prediger und Propheten tätig waren, Gottes Wort weitersagten und ein Recht verkündigten, das dem Schutz des Lebens dient. Regelmäßig kamen diese Prophetenschüler mit ihrem Lehrer zusammen, und bei diesen Treffen waren dann auch die Frauen und Kinder dabei; man erzählte sich, was in der Zeit seit der letzten Begegnung passiert war und traf Verabredungen für die Zukunft. So ein Treffen bildet auch den Ausgangspunkt für unsere Erzählung. Ich lese uns 2. Kön 4,1-7:

Und es schrie eine Frau unter den Frauen der Prophetenjünger zu Elisa und sprach: Dein Knecht, mein Mann, ist gestorben; und du weißt ja, dass dein Knecht den HERRN fürchtete. Nun kommt der Schuldherr und will meine beiden Kinder nehmen zu leibeigenen Knechten. Elisa sprach zu ihr: Was soll ich dir tun? Sage mir, was hast du im Hause? Sie sprach: Deine Magd hat nichts im Hause als einen Ölkrug. Er sprach: Geh hin und erbitte draußen von allen deinen Nachbarinnen leere Gefäße, aber nicht zu wenig, und geh ins Haus und schließ die Tür zu hinter dir und deinen Söhnen und gieß in alle Gefäße; und wenn du sie gefüllt hast, so stelle sie beiseite. Sie ging hin und tat so und schloss die Tür zu hinter sich und ihren Söhnen; diese brachten ihr die Gefäße herbei und sie goss ein. Und als die Gefäße voll waren, sprach sie zu ihrem Sohn: Reiche mir noch ein Gefäß her! Er sprach zu ihr: Es ist kein Gefäß mehr hier. Da stand das Öl. Und sie ging hin und sagte es dem Mann Gottes an. Er sprach: Geh hin, verkaufe das Öl und bezahle deinen Schuldherrn; du aber und deine Söhne, nährt euch von dem Übrigen.

Liebe Gemeinde!

Vieles an dieser Geschichte mag uns fremd sein – die Umgebung,

die Rechtsverhältnisse, die Schuldknechtschaft, das Wunder der Ölvermehrung –, aber vieles ist uns auch vertraut, nur allzu vertraut vielleicht, jedenfalls denjenigen unter uns, die das schon einmal mitgemacht haben: Einen Menschen zu verlieren, den man lieb gehabt hat, plötzlich allein dazustehen – und konfrontiert zu werden mit unerwarteten Problemen. Und so rückt sie uns nahe, diese Witwe, deren Mann ein Schüler des Elischa gewesen war, also auch ein Gottesmann, ein Prediger der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, einer, der wusste, woran man sich halten kann im Leben und im Sterben, keiner, der ohne Glauben gewesen wäre und ohne Vertrauen, ganz im Gegenteil: „Du weißt, dass dein Knecht den Herrn fürchtete“, sagt seine Frau, als sie im Kreis der anderen erscheint. Und die anderen werden genickt haben, „ja, so war er“, und werden ihre eigenen Erinnerungen an ihn gehabt haben – so wie wir uns erinnern, wenn wir vom Tod eines Freundes erfahren, so wie wir uns von ihm erzählen. Und das tut dann ja auch gut, dieses Erzählen, es hilft bei der Bewältigung der Trauer, es zeigt uns, was bleibt von so einem Leben, was an Schönem und Bewahrenswertem bleibt, auch wenn uns die Tränen kommen bei manchem Bild, das da in uns aufsteigt, auch wenn wir wehmütig werden und merken, wie viel wir verloren haben. Doch, es tut gut, zusammenzusein und sich zu erinnern; deshalb sind die Kaffeerunden nach einer Beerdigung so wichtig und werden zu Unrecht verspottet. Wir brauchen es, einander zu erzählen von denen, die wir geliebt und verloren haben, wir brauchen jemanden, der uns zuhört und mit uns längst vergessen Geglauhtes hervorkramt, der uns daran erinnert, wie wir mit dem Verstorbenen dies und jenes gemacht haben, der mit uns über bestimmte Dinge lacht und unsere Tränen aushält. (Wie wichtig das ist, merken wir immer dann, wenn ein sehr alter und durch Krankheit veränderter Mensch stirbt. Wenn die Mutter oder der Vater vielleicht über Jahrzehnte nicht mehr sie oder er selbst gewesen ist, gepflegt werden musste, verwirrt war, dann fällt es schwer, sich die Persönlichkeit in Erinnerung zu rufen, die sie oder er die meiste Zeit des Lebens doch gewesen war, stark, schön und selbstbewusst, und gerade dazu hilft das Erzählen). Auch der Witwe in unserer Geschichte wird es gut getan haben, dieses Treffen bei Elischa, die Gespräche in der Gruppe der Frauen, das gemeinsame Gedenken.

Denn was ihr widerfuhr, ist eine Tragödie: Wir wissen zwar wenig über ihren Mann, aber die spärlichen Informationen, die der Text gibt, weisen darauf hin, dass er viel zu jung gestorben ist – ein Unfall? Eine schwere Krankheit? Ein plötzlicher Tod? Auf alle Fälle sind Kinder da, zwei Söhne, noch nicht aus dem Haus, zu jung, um sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Wir ahnen die Lebensverhältnisse eines solchen Predigers. Von seinem Amt konnte er nicht leben; vermutlich haben die beiden eine kleine Landwirtschaft umgetrieben, die ihnen die Existenz sicherte, oder ein Handwerk ausgeübt. Das Öl im Haus deutet auf ersteres, hart er-

arbeitet hatte es seinen Wert. Reich waren sie also nicht, diese Leute; vielmehr gab es einen „Schuldherrn“, jemanden, der ihnen Geld geliehen hatte, vielleicht auch ein Grundbesitzer, dem sie Pacht schuldeten. Normalerweise wohl kein Problem – aber der Tod des Mannes und Vaters verändert alles, und zur Trauer kommen die Sorgen.

Denn im alten Israel hatte das Recht des Eigentums eine sehr hohe Bedeutung. Das erkennen wir schon an den Zehn Geboten, wo am Ende alles aufgezählt wird, worauf man ein Recht hat und was einem nicht ohne Grund streitig gemacht werden darf (Haus, Weib, Knecht, Magd, Vieh, noch alles, was dein Nächster hat...). Und niemand hätte einer armen Witwe Geld geliehen, damit sie ihre Schulden bezahlen kann. Die Söhne müssten für die Schulden des Vaters einstehen, als Leibeigene so lange für den Schuldherren arbeiten, bis alles abgegolten wäre – so war das Recht.

Ob die Frau von den Schulden ihres Mannes gewusst hat? Wir wissen es nicht. Aber es ist oft so, dass nach dem Tod eines Menschen manch bittere Wahrheit über ihn ans Licht kommt. Dass man Rechnungen findet und Hinweise auf Dinge, die die Erinnerung an ihn trüben; dass sich in die Trauer vielleicht Unsicherheit mischt und auch ein bisschen Wut... – dass man den Partner, die Partnerin plötzlich in einem anderen Licht sieht und ihn oder sie zu gerne noch einmal gefragt hätte, was es mit dieser oder jener Sache auf sich hat. Wie schwer ist es, den Nachlass zu ordnen, Zimmer auszuräumen, eine Wohnung aufzulösen, Kleider zu sortieren. Wie viele Gänge sind da zu tun, wie viele schwierige Situationen zu bestehen: Wenn die Menschen auf einer Behörde oder bei der Bank ganz geschäftsmäßige Fragen stellen – und den Hinterbliebenen tut es nur weh, das Konto aufzulösen oder den Wagen abzumelden. Schrecklich ist das und schmerzhaft.

Mit dem Tod eines Angehörigen kommt das alles ins Wanken. Nichts ist mehr, wie es war. Selbst in Häusern, in denen es vorher viel Streit gab und in denen das Zusammenleben schwierig war, reißt der Tod eine spürbare Lücke. Niemand kann die Verstorbenen ersetzen, nicht den Partner, die Partnerin, nicht die Eltern und nicht die Kinder. Jeder ist vom Tod betroffen. Jeder trauert anders. Nicht jeder ist in der Lage, die anderen Familienangehörigen mit zu stützen und mit zu tragen. Zu schwer ist oft schon die eigene Last, und wenn es vor dem Tod Zeiten der Pflege und der Angst gab, ist oft keine Kraft mehr vorhanden und eine Auszeit nötig. Die Nerven liegen blank. Man hört sehr aufmerksam auf das, was andere sagen. Manches, was bloß dahingesagt war, wird zur spitzen Kränkung oder zur banalen Floskel.

Konflikte treten auf: Wer soll in Zukunft das Sagen haben? Wer trifft die Entscheidungen? Dazu kommen nicht selten, wie in unserer Geschichte, finanzielle Nöte. Die Beerdigung allein kostet viel Geld; nun fällt ein

Einkommen weg, und damit Sicherheit und Zukunft. Der Todesfall wird zum Notfall, wie bei der Frau in unserer Geschichte, die nach dem Partner nun auch noch die Söhne verlieren soll.

In ihrer Not wendet sie sich an Elischa – nein, das ist zu zaghaft gesagt, denn sie schreit sie hinaus, ihre Sorgen, sie ruft so laut, dass es alle hören können: „Du, Mann Gottes, hilf mir!“ – Um unseres gemeinsamen Glaubens willen, hilf mir, sag mir nicht nur schöne Worte, verträste mich nicht, sondern zeige mir einen Ausweg! „Aus tiefer Not schrei ich zu dir...“

Und Elischa fragt: „Was soll ich tun?“ Aber er sagt das nicht mit einem hilflos-achselzuckenden Unterton, so als dächte er: „Was willst du denn von mir?“, so als käme er selbst nicht mit der Sache zurecht. Viele Trauernde machen die Erfahrung, dass ihre Hilferufe nicht gehört werden. Und meistens rufen sie nicht so laut, so dass man sie leicht überhören kann, wenn man nicht weiß, wie man damit umgehen soll. Schlimm ist das, wenn sich alte Bekannte abwenden, wenn sie rasch das Thema wechseln, wenn sie laut und fröhlich auftreten, wo einem doch immer noch nach Trauer zumute ist: „Was sollen wir denn tun?“ fragen sie nach einer Zeit, die sie für angemessen halten. „Das Leben geht weiter! Jeder muss nun wieder nach sich selber sehen.“ Und manche schütteln vielleicht sogar heimlich den Kopf darüber, wenn einer die Trauerkleidung auch nach einem halben Jahr noch nicht ablegen will. Armselig ist das, und ein Zeichen dafür, dass wir es in unserer Gesellschaft verlernt haben, mit Tod und Trauer umzugehen. Wie gut, dass es Menschen gibt, die sich ihr stellen – zum Beispiel in den Trauergruppen und Gesprächskreisen, in denen man sich Hilfe und Unterstützung holen kann, wenn das eigene Umfeld längst wieder bei der Tagesordnung angelangt ist. Auch unsere Kirche ist so ein Raum, in dem man um Hilfe rufen und sie bekommen kann.

Aber auch da kann es passieren, dass einer wie Elischa – ganz seelsorgerlich – fragt: „Was soll ich tun?“ Und gemeint ist: „Was brauchst du am dringendsten? Und was, denkst du, kann ich dir geben?“ – „Was willst du, dass ich dir tun soll?“ Diesen Satz sagt Jesus später auch immer wieder zu denen, die zu ihm kommen. Die Frau muss selbst beschreiben, wo das Problem liegt. Sie muss in sich hineinhören und die vielen verschiedenen Gedanken in sich sortieren. Sie muss auch lernen, für sich selbst eine Forderung zu stellen – im Alten Israel etwas ganz und gar Ungehöriges. Aber es ist der erste Schritt hinaus aus ihrer Not, zurück ins Leben.

Sie wird nach ihren eigenen Ressourcen gefragt: „Was hast du im Haus?“ Welche Möglichkeiten hast du, welche Lösungen sind vielleicht schon vor Augen, auch wenn du sie noch gar nicht erkennst? Denk nach: Was hat dir bisher geholfen, wo sind deine Kraftreserven? Gibt es Orte und Menschen, die dir gut tun? Hast du geheime, vergessene Schätze, von denen du zehren kannst? – Es gibt kein Patentrezept gegen die Trauer; Hilfe sieht für jede und jeden anders aus.

Und dann wird der Witwe in der Geschichte Gottvertrauen abverlangt: Sie konnte zunächst ja überhaupt keinen Sinn in dem erkennen, was Elischa ihr rät. Trotzdem geht sie zu ihren Nachbarinnen (die wohl auch Freundinnen gewesen sein dürften) und leiht sich Gefäße: große Tonkrüge, Becher, Fässer, was immer gerade da ist, leer ist, nicht gebraucht wird. Auch das tut ja schon gut: Aus dem Haus gehen, aktiv werden, etwas tun können gegen die Trauer, nicht bloß herumsitzen und warten, bis andere kommen und über uns verfügen.

Und sich (wieder) an die Arbeit machen, zusammen mit den Söhnen. Ganz bildhaft ist das beschrieben, wie die drei da in der Kammer Hand in Hand arbeiten; die Mutter gießt aus der Kanne, die sich nicht verbrauchen will, Behälter um Behälter voll, die Söhne schleppen die leeren Krüge an und bringen sie gefüllt beiseite, immerzu, bis alle erbetenen Gefäße voll sind und der Segensfluss still steht. Die Familie ist gemeinsam aktiv geworden, hat sich neu zusammengefunden und staunt nun miteinander über das Wunder, über den Schatz, der da in der Kammer steht.

Und wenn die Frau vorher vielleicht nur deshalb nach Elischas Rat gehandelt hat, weil er der Lehrer ihres Mannes gewesen war, so erkennt sie spätestens jetzt, wie gut es der Gott mit ihr meint, in dessen Auftrag der Prophet spricht. Wir wissen nicht, warum sie so gehorsam getan hat, was er ihr riet – ob es das Andenken ihres Mannes war oder das Wissen um die Vollmacht des Propheten oder das Festhalten am gemeinsamen Glauben oder alles zusammen: Auf einmal hat sie wieder eine Perspektive, auf einmal sieht die Zukunft nicht mehr düster und hoffnungslos aus, sondern liegt wieder offen vor ihr. „Darum auf Gott will hoffen ich, auf mein Verdienst nicht bauen...“, sagt das Lied.

All das erzählt sie dem Gottesmann. Und als guten Seelsorger wird es ihn gefreut haben, zu sehen, dass Gott dieser Familie herausgeholfen hat aus ihrer Traurigkeit und ihrer Not. Und seine Schüler haben die Geschichte weitererzählt, bis sie irgendwann einmal aufgeschrieben wurde. Sie hat denen Hoffnung gemacht, die von Jesus Christus noch nichts wissen konnten und von Ostern und von all dem, was uns als Christen die Erinnerung an unsere Verstorbenen leichter machen will. Sie war ein ganz handfestes und praktisches Beispiel dafür, dass die Predigt des Elischa von Gottes Herrschaft und seiner Fürsorge für die Menschen wahr ist. Und damit ist sie uns bei dem vielen, das uns fremd erscheint, doch vertraut und nah. Denn uns, die wir vom Neuen Testament her kommen, ist sie eine Parabel für die Auferstehung: Tote, leere Gefäße füllen sich mit Leben spendendem Öl. Korn, das in die Erde versinkt, bricht zum Licht hindurch und wächst und trägt reiche Frucht. Das ist die Hoffnung, zu der wir berufen sind. Sie tröste und stärke alle, die heute um einen geliebten Menschen trauern. Und sie möge uns allen helfen, die Angst vor dem Tod hinter uns zu lassen. Amen.